

EIN TAG IN VANILLA -
FLIRTEN AM ENDE DES
KAPITALISMUS

Mit Dank an: Eshan Rafi, Rose, Marcus Coelen,
Hagia Yani, Thomas Lehnert, Lene Vollhardt,
Barbara Mienou, Lydia Dykier, Jamieson
Webster, Tucké Royale, Vishnu Vardhani Rajan,
Nathanja und Heinrich, Hannah Corogil,
Karl-Josef Pazzini, Judith Kasper

Irgendwann stehe ich auf. Ich hab vergessen, wann oder warum.
Könnte sein, dass es um Arbeit geht. Jedenfalls ziehe ich das T-Shirt
an – Nostalgie und so. Ein Rest von *Edginess* ist gern gesehen.
Ich streichle das Pony, es lebt auf dem Schreibtisch – Technologie
und so. Ein Rest von Zuversicht. Vielleicht mache ich mir was zu
essen, aber vielleicht ist auch noch was da. Jemand* ist auf dem
Sprung – Theater und so. »Ich möchte es allen schenken« und »Wir
haben echt gut gearbeitet«. Irgendwann verlasse ich das Haus.
Umbaumaßnahmen dauern an. Die Bourgeoisie hatte sich in der
Bausubstanz festgesetzt und Gift und gute Worte konnten das nicht
ändern. *Vanilla* ist nicht zuletzt eine architektonische Maßnahme,
eine architektonische Aufgabe. »Architektonisch« im weiten Sinne,

versteht sich – Medienarchitektur und Erinnerungskultur inbegriffen. Und so weiter und so weiter. Wir haben aufgehört, unsere Gedanken auszuführen. Unsere Sätze zu beenden. Vollständige Grammatik ist nicht nur Mittel autoritärer Disziplinierung, sondern auch Vehikel einer Fantasie von Einsamkeit (vormals: *Individualität*), die es zu beruhigen, einzuhegen, zur Ruhe zu betten gilt. Freilich gibt es noch *ganze Sätze*. Aber es gibt eben auch das symphonische Sprechen, in dem Stimmen sich wie Instrumente in barocken Chorälen übereinanderstapeln, sich anschmiegen, verstummen und wieder einsetzen; und Bedeutung eher eine Frage der Sammlung ist denn eine Frage von Unter...

*sagung, *werfung, *setzung, *ordnung, *jochung – *you name it*.

So singt die Stadt manchmal, wenn wir aneinander vorbeilaufen. Das intime Zwiegespräch, in dem eine redet und die andere lauscht, geschieht nur unter der Maßgabe, dass niemand sie selbst ist. Hier sprechen wir durch die anderen mit uns selbst und einander – eine Art gegenseitiger Mäeutik, die unterschiedliche Stimmen und Begleiten erklingen lässt. Solo-Symphonie mit Streich(el)begleitung.

Ich gehe in die Bar. Wir nennen das immer noch »Bar«. Warum auch nicht. Begrüßung dauert. Ich setze mich ins Fenster, rühre im Tee und frage mich. Es ist ruhig im Herbst. Ich notiere und analysiere. Gespräche und Lektüren. Ab und zu fällt ein Gewicht dabei ab. Zunächst aber eine Sammlung von Ideen, Aussagen, Instrumenten. Das symphonische Sprechen ist so entstanden. Es hat das Sonnenbaden als kollektive Lieblingsbeschäftigung abgelöst. Der Unsicherheitsdienst ist so entstanden (mit Dank an Thomas) – Menschen, die ihre Unsicherheit teilen, insbesondere in Institutionen und anderen Orten, die Gefahr laufen, zu spontanen Machtkonzentrationen zu verleiten. Der Unsicherheitsdienst sagt: »Ich bin unsicher.« »Ich habe Angst.« Oder »Ich weiß nicht genau ... warum noch mal?« Aufmerksamkeitskonzentration streuen. Das funktioniert ganz gut. Alle kommen irgendwie runter und erklären noch mal. Unsicherheitsdienst – per Losverfahren. Es ist auch eine Gelegenheit, sich vom sozialen Gefüge auffangen zu lassen. Viele

erinnern sich nicht mehr daran, aber es könnte als eine umgedrehte Form von Polizei verstanden werden – die Polizei hatte damals den Auftrag, »die Sicherheit« im sozialen Gefüge herzustellen. Der Unsicherheitsdienst weiß, dass die Mobilität im sozialen Gefüge die *neue Sicherheit ist*. Dass nichts hergestellt werden muss, weil nichts bleibt, wie es ist. Polizei war eine Art staatlicher »Sicherheitsdienst« im negativen Sinne – »Sicherheit« herstellen hieß Ausschluss von »Unsicherheitsfaktoren«. Der Unsicherheitsdienst ist hingegen der Versuch, das soziale Gefüge durch Konfrontation mit partieller Unsicherheit dazu zu animieren, zusammen Unsicherheiten zu integrieren. Und weil alle mal im Unsicherheitsdienst unterwegs sind, erleben auch alle irgendwann mal das soziale Plastik. »Ich weiß nicht genau.« Langsam verschiebt sich das soziale Gefüge, zerstreut sich Konflikt und Autorität. Ein Fest der Schwäche.

Viele erinnern sich nicht mehr daran, aber das Gründungsgefühl dessen, was sie »westliche Moderne« nannten, war der Zweifel – Descartes und so. Und die zweifelhafte »Sicherheit« dementsprechend die Abwesenheit von Unsicherheitsfaktoren. Isolation, Determination, Terminierung, Immunisierung. »Fortschritt« hieß das. In Wissenschaft, Gesellschaft, Politik, im Denken wie im Fühlen. Es wurde dagegen aufbegehrt, doch das Paradigma blieb immer der Zweifel – affirmiert, negiert, isoliert, ignoriert.

Wir verstehen »Paradigmen« als unausweichliche Endpunkte konzeptueller wie pragmatischer (...) Differenzierung. Das Paradigma birgt ein Versprechen, und im unausweichlichen Bruch dessen eine Drohung.¹ Das Leben unter stabilisierten Paradigmen ist daher eines von Furcht und Hoffnung – und von Zweifel. Spinoza schlägt vor, dass vielen diejenigen Dinge angenehm seien, die wir uns leicht vorstellen können, und dass das, was wir uns leicht vorstellen können, unserer Imagination nah ist, wie sie schon da ist. *The message most likely to arrive is the one that has been there all along*. Und so zogen die Menschen die Ordnung der Konfusion vor, als gäbe es eine natürliche Ordnung außerhalb unserer Vorstellungskraft. Die

Menschen zogen eine Ordnung vor, die zu ihren Kapazitäten passt, anstatt die Kapazitäten an komplexen Realitäten wachsen zu lassen.² Beim Versuch, die Realität ihrer Vorstellungskraft anzupassen, wurde die Welt im Gegenzug nur komplexer – #Anthropozän. Als ›Paradigmen‹ verstehen wir also Arrangements, die alternativlos scheinen – daher Versprechen und Drohung. Ihre Transparenz ist Beweis einer gewaltsam schleichenden Autorität (s. die Anmerkung³). Ihre Realität Ergebnis eines Differenzierungsprozesses. Wenngleich das frühe 21. Jahrhundert von der gewaltsamen Einschleifung der Kleinfamilie und des Zwei-Geschlechter-Systems wusste, schienen sich Alternativen doch immer nur von Gewalt gewordenen Körpern abgrenzen zu können – Körpern, die in diese oder jene Richtung geschämt, geprügelt oder sanft gelockt worden waren. Die geschlechtliche Ordnung der Welt war paradigmatisch. Ebenso diejenige in rassifizierte Gruppen: Obwohl sich im ›globalen Norden‹ viel Mühe gegeben wurde, die ökonomische Aufteilung der Welt zu ignorieren, war es doch schwer zu übersehen, dass arm und reich global sich nicht zufällig so verteilten, wie sie im 19. Jahrhundert *et passim* von langer *weißer* Hand erwürgt worden waren; spätestens als die Grenzen Europas fielen und der lang geschobene Kredit – aus den Augen aus dem Sinn – vor der Tür stand. Kolonialismus war *paradigmatisch*. Und Ignoranz macht das *Paradigma* nicht ungeschehen. Der Referenzpunkt zeigt seine Autorität *gerade* durch den Widerstand hindurch.

Das Paradigma sozialer Interaktion war das Privateigentum, und daher die Identifikation mit der Polizei. Privateigentum ›als Ideal‹ war die realisierte, negative Freiheit; negative Freiheit der Ausschluss externer Einflussnahme. Privateigentum *real* allerdings bestand in der Bestimmung eines (Tausch-)Wertes, der durch einen verschleierte oder naturalisierten Index stabilisiert werden musste⁴ – angeblich autochthone Bedürfnisse; unbezahlte reproduktive Arbeit; Ausbeutung angeblich kostenloser, ›natürlicher‹ Ressourcen; Menschen (insbesondere im ›globalen Süden‹), deren soziale und ökonomische Fragilität die Preise anderswo niedrig

hielten.⁵ Hier, in der Zinnfolie sozialer Reproduktion, vor geblendeten Rückseiten riesiger Reflektoren, konnte sich ›Wert spiegeln‹. Die politische Materialisierung des Privateigentums als klassenübergreifendes Prinzip vom 16. Jahrhundert an blieb Ergebnis des Raubbaus an Menschen und Ressourcen.⁶ Die Herstellung des ›Individuums‹, das durch Konsum und Privateigentum (›Stil, ›Meinung‹, ›Geschmack‹, ›Vorliebe‹, ›Auswahl‹, ›Interesse‹) definiert und sich selbst durch Äquivalente von Tauschwert in *likes*, Attraktivität, Bankkonto und kulturellem Kapital *à la Style*, Gruppenzugehörigkeit und geteilter Praktiken etc. verstand⁷, war daher direkt mit dem Leiden der Welt verquickt. Kolonialismus hatte über Jahrhunderte hinweg den Reichtum in diejenigen Länder gespült, deren Konsum nun den *Status quo* vorantrieb; Sklavenarbeit in kongolesischen Coltanminen versorgte weite Teile der Menschheit mit elektronischen Geräten, die ihnen Zugang zu *Dating Apps* und *Apple Life Style* verschafften; Billiglöhne und ungesicherte Arbeitsmärkte im globalen Süden ermöglichten Nordamerikaner*innen den Nahrungsmittelplan (#AsianFood); globale Ausbeutung schuf Europäer*innen eine Sicherheit, die tagelanges Clubbing zur Option und zum Begegnungsort machte und gesunden Schlaf auf weichen Matratzen zum Lebensstandard.

Die Institutionen und Praktiken der Liebe waren diejenigen des Privateigentums, und daher die Identifikation mit der Polizei. So, wie Eigentum Diebstahl ist, weil der Diebstahl als Möglichkeit immer – paradigmatisch – ausgeschlossen können werden muss; so war Liebe Trennung und Gewalt, weil Letztere als Möglichkeit immer – *paradigmatisch* – ausgeschlossen werden können mussten. Diese Logik materialisierte sich von Schloss und Schlüssel, Passwort, Grenze, Abschottung und Vertrauen unter Strafe über die Gründung von Gesellschaften auf abstrakten Versprechungen und die Institution der ›Ehe‹, den Ring als romantisierte Metallfessel, Ausschluss der anderen im gemeinsamen Netflix-Abend als konstituierendes Moment der ›Romantischen ZweierBeziehung‹ (RZB), Familiengerechtigkeit als architektonisches Prinzip auf

allen Ebenen etc. Nach der Abschaffung des Besitzrechts an Partner*innen blieben ›die gemeinsame Welt‹, die running gags, die kulturelle und soziale Nähe zueinander, das individualisierte Gefühl und die Anpassung von Oberflächen wie Gesichtern und Haarschnitten Markierung von ›Liebe als Privateigentum‹ *next level*. Auch polyamoröse Beziehungen blieben meist schwache Versuche, die immer schon potenziell zeitlich begrenzten Nahbeziehungen schlicht ›räumlich‹ zu streuen – statt nacheinander wurde der indexikalisierte Ausschluss nebeneinander arrangiert.

Wo Diebstahl ist, da ist auch die Polizei (Danke, Rose). Je kommodifizierter, desto rechtshöriger. In unserem Sinne heißt das: Gerade diejenigen, die sich der Polizei zu entziehen suchten, waren um die Einhaltung von Regeln (die besser oder schlechter sein konnten als die von Staats wegen, von der Mehrheit, von den Sieger*innen propagierten) umso mehr bemüht. Diejenigen also, die sich mit Diebstahl, Drogen und politischem Widerstand befassten, waren umso eingenommener von der Logik des richtig und falsch, gut und schlecht, Norm und Abweichung, progressive, regressiv, konservativ, revolutionär (was immer den Index der Aufwertung trug), als sie sie im Gegenwind direkter spürten. Die anderen konnten sich in Ermangelung von Konfrontation mit Beurteilungsobjekten für ›liberal‹, ›offen‹ und ›weltgewandt‹ halten. Gerade dort, wo ›Privatheit‹ die Augen der Institutionen verschloss – im Club, im Schlafzimmer, in aller Freundschaft –, bemühten sich alle jederzeit um die Identifikation mit dem Gesetz – ›gut‹ ›richtig‹ ›schön‹ ›aufgeschlossen‹, ›sexy‹ etc. Immer am Paradigma entlang oder daran vorbei dagegen an. Die meisten dieser Identifikationen blieben haltlos, folgenlos. Die Polizei ist eine Institution, ihre Abschattungen Teile realer Paradigmen. Dennoch wollten alle mit dem Stöckchen spielen, einander für Vergehen auf die Finger klopfen – oder fühlten sich stark im Ignorieren der Regeln, schwach in ihrer Unfähigkeit, ihre Grenzen und Bedürfnisse durchzusetzen, unfähig, sich selbst überhaupt irgendwo wiederzufinden. Widerstand war zwecklos. Wer Privateigentum abschaffen wollte, musste die Polizei neu

erfinden, und also von der ›Wahrheit‹ der eigenen Haltung Abstand nehmen. Und andersrum: Wer die Polizei abschaffen wollte (#PrisonAbolition), musste Privateigentum neu erfinden. So drehten sich Tischgespräche, Mediendebatten und Juristereien um die Rechtmäßigkeit politischer, zwischenmenschlicher und aller anderen Verhältnisse. ›Justitia‹ blind, vom Zweifel ferngelenkt.

Alle beschwerten sich über *Dating Apps* und die Digitalisierung des Flirtens. ›The fifth Wall‹ gewährt Unsichtbarkeit hinter Daten-Avataren – fb, twitter, insta etc. (Danke, Vishnu). Angeblich war dem Liebesspiel die Magie abhanden gekommen, oder wahlweise war sie Wegwerfware ›geworden‹. Tatsächlich aber war die Unzufriedenheit scheinheilig, verschärfte sie doch nur ein ohnehin gegebenes *Paradigma*: Wo ›Wert‹ den Flirt bestimmt, dort wird gefeilscht – und gleichzeitig auf die Wahrheit bestanden. Es bedarf eines Urteils. Es bedarf der Polizei. Im fließenden Übergang fanden sich Schuldspruch und Verschleierung. »Wer kommt rein – in mich, mein Bett, mein Leben, meinen Körper?« Der Zweifel gab auch hier den Ton an. Und die Polizei das gesellschaftliche Paradigma. Denn Identifikation mit dem Gesetz, Ignoranz oder Widerstand dagegen blieben unausweichlich, immer in Sichtweite. Ob ich die ›richtigen‹, ›guten‹, ›langzeitauglichen‹ Partner*innen suchte, mich im magischen Moment abseits dieser Logik zu verlieren versuchte (mit oder ohne Drogen, Reisen, die Überschreitung von Landes-, Klassen-, kulturellen oder geschlechtlichen Grenzen etc.), ironisch auf die offensichtlichen Regeln bezog oder mich verführen zu lassen spielte – sie blieben doch immer in Reichweite. Immer war die eheähnliche Formation nur einen Schritt hinter mir und das Versprechen auf ein Ende der Einsamkeit gar nicht so weit entfernt ... immer blieb das Urteil über ja und nein, Schmerz und Hoffnung Aufgabe der Polizei (Danke, Eshan).

Im neoliberalen Kapitalismus galt es also, die *fünfte Wand* so lange wie möglich aufrechtzuerhalten, um den Flirt möglichst erfolgreich weiterzuspinnen. Denn der echte Flirt in einer narzisstisch individualisierten Gesellschaft ist der Flirt mit mir selbst, vermittelt

durch einen minimalen Widerstand, der mir gerade so ermöglicht, davon überzeugt zu bleiben, dass ich nicht ganz mit mir selbst rede. Es geht also um eine Verschleierung des Selbstgesprächs – und des doppelten Selbstgesprächs im besten Falle. Wie lange aber kann sich ein solcher Prozess hinziehen? Der ›reale Kontakt‹ jedenfalls birgt den Terror der allgemeinen Unzulänglichkeit und den Schrecken eines Lebens jenseits polizeilicher Verordnungen.⁸

Das Sediment der nicht abgeschlossenen Paradigmatisierung ist die Keimzelle eines Gegen-Paradigmas. Praktiken, die noch das Potenzial der Wiederholung in sich tragen (nämlich ›nochmal‹ und ›dagegen‹), die emotional so besetzt sind, dass sie genügend Gravitationskraft entfalten, um mitreißen zu können. Niemand handelt nach dem guten Willen – es sei denn, es winken Streicheleinheiten, real oder imaginär.⁹ Es galt, den ungerechtfertigten Zorn gegen gerechtfertigte Objekte zu richten. Das erste Drittel des 21. Jahrhunderts war hierin so ungeschlagen wie ungerichtet. Als Kommodifikation fast alles paradigmatisiert hatte, blieb nur der Serviervorschlag. Denn ›Kommodifikation‹ bedeutet auch Einschleusung in den Marktplatz der Ideen – »Tu x und y wird passieren«. Der Serviervorschlag kann (!) dem Produkt von den Teilnehmenden hinzugefügt werden, ist aber nicht in der Packung enthalten. Keine Äpfel im Apfelsaft und nicht der schöne Herr im Eier-Sechser. Kein Heilsversprechen, kein Ende der Verantwortung. Serviervorschlag statt Ethik. Der Staat: Ein Serviervorschlag. Der Serviervorschlag erfordert Initiative, kollektive Kreativität. Der Serviervorschlag bleibt unmöglich, vielleicht unerwünscht – wer will schon Haselnüsse mit unbekannten Eichhörnchen teilen? Der Serviervorschlag ist ein kollektives Projekt, eine schwache Besetzung. *Vanilla* war ein Serviervorschlag.

Vanilla galt als Gegenstück zu ›BDSM‹ – ein Euphemismus für langweiligen Sex. Wir wollten, dass *Vanilla* sich davon emanzipiert. Das würde sie (*Vanilla*) natürlich auch aus dieser Scheinopposition mit BDSM herauslösen. Warum sollte *Vanilla* in diesem

Sinne keine Handschellen, *kinky* Rollenspiele und ausgeklügelte Szenarien beinhalten können? Es ging darum, eine Sensibilität für und durch Virtualität zu etablieren oder zu emanzipieren ... es ging darum, den unausweichlichen Kollaps von Entzug in Effekt, von Aktualität auf Abwesendes, von Verschiebung in ihre Instantiierung aufzuwerten.¹⁰ Neoliberales ›Flirten‹ war eine Quelle dessen: Zwar handelte es sich um verschleierte Selbstgespräche, doch war der Mechanismus am Werk die Wirkung eines minimalen Kontakts, der von ständig reproduzierter produktiver Abwesenheit lebte. Es ging also darum, die Fantasie der Vereinigung, des Ausschlusses der anderen, der Realisierung einer Fantasie aus dem Spiel herauszulösen. Eine Verführung ohne Ziel. Eine Verführung, die der Möglichkeit ihrer Realisierung vorausginge. Es ging um eine genaue Analyse und konkrete Praktiken. Praktiken nicht unter der Zielvorstellung ›Beischlaf‹, sondern unter der Zielvorstellung ›Produktion von Praktiken‹. Es ging um ein Ende des Konsums von Vorbildern und voneinander.

Wie würde eine solche Kultur aussehen – eine Kultur in *Vanilla*? *Vanilla* wäre eine Abkürzung für alles, was Virtualität *anders* praktiziert oder probt, als sie bloß auf *Aktualität* zu reduzieren. Es ging dabei um die denkbar pragmatischsten, materiellsten Elemente: Gesetzestexte, Bräuche, Gewohnheiten, Flirten, Kriege usw. Natürlich war *Vanilla* selbst unvermeidlich virtuell, ein Ort ständiger Neubestimmung. Ein Ende der Angst vor dem Zweifel (Danke, Eshan).

Wir probten. Wir probten, einander nie zum ersten Mal zu treffen. Wir probten, aufeinander zu reagieren, wie es Bekannte tun, die aneinander interessiert sind. Wir weiteten den Flirt zur sozialen Matrix aus. Wir wollten die Polizei abschaffen, den Flirt von der Richtigkeit, der Witzigkeit, dem ›Unrecht‹ befreien. Wir haben viel geprobt – wie flirten, jenseits der richtigen Wahl? Wir mussten Individualität entlernen, uns vom Versprechen des individuellen Ausdrucks losmachen, voneinander lernen, nicht wir selbst zu sein. Wir spielten Theater, zuerst, manchmal. Dann spielten wir immer Theater – so wie wir es vorher getan hatten, nur wechselten wir

jetzt ständig die Namen, die Rollen, die Gesten, die Stimmen. Das bedeutete, sich von der Wahrheit oder (Aus)Richtung des Versuchs freizumachen, den Kanon zu verlassen und außerhalb des kolonialen Rahmens zu suchen. »Vanilla« musste über »Individualität« hinausgehen, ohne einem totalitären Traum kollektiver Aktualität zu verfallen. Psychoanalyse war hilfreich – eine Praxis, in der geprobt werden konnte, Begehren aus der Aktualisierung herauszulösen.¹¹

Es ist Zeit. Es ist Zeit. Zeit, den Schwarm zu wechseln. Eine weitere Einsicht: Menschen sind Schwarmwesen wie Bienen und Ameisen. Sie kommen nicht ohne Staaten vor. Bienen sind nicht staatenlos. Die Drohnen vielleicht im Transit. Der aber setzt die Staatenhaftigkeit des Biene-Seins voraus. So auch die Menschen. Im stillen Flug orientieren sie sich netzartig aneinander. Und je flacher die Hierarchien, desto gesättigter die Seelen. Ich schwinde mich aufs Fahrrad und radle durch den frühen Abend in die Ansbacher Straße. Jmd.* präsentiert das Gewehr. Das Kostüm nämlich. Das Kostüm ist die Waffe im Kampf gegen ererbte Herrschaft, die sich nach all den Jahren noch immer durch unsere Praktiken schleicht. Manchmal sehe ich dich. Oft studieren die anderen, die jüngeren, neugierig mitfühlend meine Bewegungen, das zögernde Sprechen, die ausweichende Art, meine Augen, der emotionale Horizont von Schuld und Strafe, mich. Trauma verjährt nicht. Viel Liebe begegnet mir. Die Angst bleibt.

It's party time. Ich könnte sagen: »Ich gehe auf eine queere Sex-Party.« Aber alle Partys sind queere Sex-Partys. Im Vergleich zum alten Modell sind alle ziemlich queer. Sex passiert – auf Partys oder anderswo. Wir sind verabredet und einander im Labyrinth zu finden ist Teil des Spiels – Aufschub und Wiedersehensfreude Teil der Erotik. So viel ist geblieben. Diese Partys waren instrumentell für die Recodierung der sozialen Sphäre. Ich erinnere mich an nacktes Garderobenpersonal, um Gästen ein positives Beispiel zu geben. Wie dezidiert verschiedenste Formen von Menschen Kontakt suchten, um mitgebrachte »Sicherheiten« (nämlich: Grenzen, Ängste)

sanft erodieren zu helfen. Später, als Sexualität sich vom Ideal der Nacktheit langsam lösen konnte, weil den Körpern die Scham und uns allen die Angst ausging – später also konnten auch paracorporale Gadgets und Elemente in den libidinösen Austausch eingeeht werden. Das war eine aufregende Zeit. Reparationszahlungen ermöglichten Umschichtungen sexueller Codes. Die Grenzen, die Köpfe, die Konten, die Fabriken, öffneten und zerflossen auseinander miteinander ... Die Gefängnisse. Gerade aber finde ich dich aufregend. Es ist nicht ungewöhnlich, dass der Schwarm sich stellenweise verdichtet, zwei, drei, viele enger zusammenrücken – physisch; auch psycho-kulturell: Die Idee von Permeabilität und Osmose, gesammelt und verstärkt wie Unsicherheitsdienst und symphonisches Sprechen. Wir sprechen von einer Verdichtung des Schwarms immer dann, wenn ein erhöhter Austausch von Praktiken, Gedanken, Gefühlen und Stilen beobachtet werden kann. Menschen permeieren miteinander, sie lächeln ähnlich, teilen ihre Themen, Terminologien und Kustechnologien, berühren und laufen ähnlich, gestalten ihre Tage aneinander angepasst etc. Das kann, muss aber nicht mit einer Synchronisierung von Zeitökonomie einhergehen – wir können uns häufig sehen, müssen es aber nicht. Gesellschaft ist nicht länger Ausdruck des Selbst. Gesellschaft ist Permeation, Übertragung eine Übung. Psychoanalyse bleibt ein Instrument zur Recodierung von Sozialität – eines von vielen.

Viele erinnern sich nicht mehr daran, aber die bürgerliche Gesellschaft und ihre Post- und Smart- Varianten wandelten auf geotemporalen Füßen: Der Schwarm verdichtete sich dort, wo Leute viel Zeit miteinander verbringen (mussten) und einander räumlich nah standen (Schule, Krankenhaus, eheliche Gemeinschaft, Privatwohnung, Flugzeug, später soziale Medien usw.). Das ist jetzt anders. »Nachbarschaft«, wie wir es nennen, wird nicht in zeitlicher und räumlicher Nähe gemessen. Sie wird vielmehr durch das Permeieren von Praktiken, Gedanken und Gefühlen greifbar – ich bin denen nahe, die mir viel mit-teilen, auch wenn wir einander selten

sehen, auf verschiedensten Planeten residieren oder keine gemeinsamen modalen Sphären bewandern. Das Unbewusste hat die Intuition ersetzt. Nachdem sein Index sich im 19. Jahrhundert an der Sexualität und vom späteren 20. Jahrhundert an am Finanzhaushalt orientiert hatte (jeweils an den primären Steuerungsmechanismen gesellschaftlicher Verknappung), kombinieren sich Fantasien und Unterbrechungen, Virtualitäten nun auf Weisen, die ich nicht verstehe. Konsistenz allerdings ist keine Tugend – Permeation zählt. ›Nähe‹ und ›Nachbarschaft‹ sind psycho-kulturell empirische, materielle Kategorien, Praktiken. ›Nähe‹ und ›Nachbarschaft‹ sind nicht länger Fragen von Schlüsselhaft und Sanduhr. ›Flirten‹ ist daher Permeation – sexy sind der schnelle Austausch von Elementen, Gesten, Mimiken, das Spiel des Auffassens und Weitergebens. Alles wird geteilt. Teilen ist sexy. Das ist die zugrundeliegende Nähe, die eine *neue* Sicherheit generiert: die Gewissheit, dass andere Praktiken, andere Fantasien, andere Ängste kommen werden (Danke, Eshan). Ich bin denen nahe, mit denen ich viel permeiere, aber *dass* wir permeieren, bringt alle in unmittelbare Nachbarschaft. Zirkulation bleibt, permeable Sicherheit.

Und doch gibt es eine spezielle Koppelung von psycho-kultureller Praxis und körperlicher Nähe, für mich. Ich glaube, dass es für die ›Kids‹ nicht so ist. Ich habe nicht verstanden, warum das so ist oder wie sich das anfühlt. Ich bin alt. Wir begegnen einander im Lächeln, wenn es darauf zu sprechen kommt. Denn niemand erwartet Verständnis von mir. Mein Verstehensprozess motiviert sich selbst. Dafür bin ich dankbar. Die Musik spielt, die Kostüme leuchten. Viele erinnern sich nicht mehr daran, aber ...

- 1 Derrida, Jacques: *Autoimmunity: Real and Symbolic Suicides. A Dialogue with Jacques Derrida*. In: Borradori, Giovanna: *Philosophy in a Time of Terror – Dialogues with Jürgen Habermas and Jacques Derrida*, Chicago und London 2003: The University of Chicago Press
- 2 Spinoza, Benedict de: *The Collected Works of Spinoza*, Volume I, Edwin Curley (Hg. und Übers.). Princeton 1985: Princeton University Press
- 3 Vgl. Bhabha, Homi: *The Location of Culture*. London and New York 1994: Routledge, S. 158
- 4 Spivak, Gayatri Chakravorty: *Scattered Speculations on the Question of Value*. In: *Diacritics*, 1985, Vol. 15, No. 4, S. 77
- 5 Dies.: *A Critique of Postcolonial Reason*. Harvard 1999: Harvard University Press, S. 83
- 6 Ebd., S. 174–176; Bhandar, Brenna: *Colonial Lives of Property – Law, Land and Racial Regimes of Ownership*. Durham und London 2018: Duke University Press
- 7 Adamczak, Bini: *Theorie der Polysexuellen Ökonomie* (Grundrisse). copyriot 2006 http://copyriot.com/diskus/06-1/theorie_der_polysexuellen_oekonomie.htm (letzter Zugriff 1. 1. 2019); Illouz, Eva: *Consuming the Romantic Utopia: Love and the Cultural Contradictions of Capitalism*. Oakland 1997, University of California Press; Dies.: *Cold Intimacies: The Making of Emotional Capitalism*. Cambridge 2007, Polity Press; deLire, Luce: *L'Ancien Regime Strikes Back – Response to Paul Preciado*, e-flux 2018 <https://conversations.e-flux.com/t/l-ancien-regime-strikes-back-letter-to-paul-b-preciado/7566/2>, (letzter Zugriff 1. 1. 2019)
- 8 deLire, Luce: *The neighbor as metaphysical constant of virtuality*. In: *Permeable Subjects: A column, Reflektor-M 2018* (<http://reflektor-m.de/kuenstler/text/the-neighbor-as-a-metaphysical-constant-of-virtuality-with-luce-delire>) (letzter Zugriff 1. 1. 2019)
- 9 Spinoza, 1677, II/197, S. 12–27
- 10 siehe deLire: *The neighbor*
- 11 Webster, Jamieson; deLire, Luce: *What Do We Even Want From One Another?*, public seminar 2018 <http://www.publicseminar.org/2018/08/what-do-we-even-want-from-one-another/> (letzter Zugriff: 6. 1. 2019), S. 14–16, S. 18–20